

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 25. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(11. Fortsetzung.)

„Tag", sagte diese, sie blickte der Schwester mit einem fremden Mut gerade ins Gesicht, so als habe sie sich lange auf die Stunde vorbereitet und gestärkt.

„Wo ist der Jaun?" fragte die Clari-Marie. Beide standen nun am Hause und sprachen halblaut, mit einer langsamen Hast, als drängte es sie, das Wichtige zu besprechen, ehe ein dritter sich einmengte.

„Er ist unten. Noch in St. Felix ist er", gab die Cille Bescheid. Die andre blieb stehen, sagte nichts, nur über ihre breite Stirn war ein eigentümlich wolkiger Schein gebreitet, von dem sich nicht sagen ließ, woher er kam, und in ihrer ganzen Haltung lag ein ungeduldiges: „Nun, sprich weiter."

„Die Gräbt — ist — ist sie schon gewesen?" fragte die Cille, dabei fuhr sie sich mit der Hand unter die Augen und strich mit einem Finger eine Träne weg, eine, wie sie zu ihr paßte, kurz, herb wie sie selber.

„Ja, warum bist nicht gekommen? Ich habe dir doch berichtet", sagte die Clari-Marie.

„Ich bin nicht weggekommen", gab die andre zurück. „Zuerst wollte ich gehen; und da war das grausame Wetter, und sie ließen mich nicht. Und dann sagten sie, daß es nun doch zu spät sei, und dann — ich muß es selber sagen — es wäre zu spät gewesen, und — der Jaun — hat mich behalten wollen, und — —dann — lebendig hätte ich sie doch nicht mehr gesehen, den Vater und die Mutter — und —"

Wieder fuhr sie sich unter die Augen, preßte auch die Lippen zusammen und schluckte, als würge sie einen schweren Bissen hinunter.

„Ja, und wann kommt er, der Jaun?" fragte die Clari-Marie mit ihrer scharfen Stimme. Da hob die Cille den Kopf, der ihr vornüber gesunken war, und sah die Schwester an wie zu Anfang mit etwas wie Mut und Trotz.

„Er kommt nicht", sagte sie.

„Was?" fragte die andre.

„Er — ich — wir, ich und du haben uns das alles ganz anders und ganz falsch vorgestellt. Er — ich, muß selber sagen — es wäre eine Sünde, ihm jetzt im Wege zu sein."

„So?" An den scharfen Backenknochen der Clari-Marie war ein Wallen des Blutes, auf einmal standen ihr zwei braunrote Flecken im Gesicht. Die Augen bekamen einen eignen Glanz, ihre Brust fing an zu arbeiten. Die Cille ihr gegenüber verlor gleichermaßen die Ruhe, auch ihr stieg das Blut langsam zu Kopf; keine von beiden konnte verleugnen, daß ein Sturm in ihrem Innern anhob, beide packte es langsam, aber mächtig, und in der Art, wie ihr halblautes Reden hastiger wurde, verriet sich deutlich, wie die Erregung sie meisterte.

„Sie haben ihm den Kopf verdreht, dem Bub, in St. Felix", sagte die Clari-Marie.

„Nein", gab die Cille zurück, „der hat es gut da unten wie noch nie in seinem Leben."

„Und du hast dir den Kopf auch verdrehen lassen."

„Tu mir den Gefallen und gehe eines Tages selber hinunter und laß dir erklären —"

„Ich wollte, daß ich müßte!"

„Aber jetzt im Ernst — —"

„So hast es denen zugegeben, daß er dort bleiben kann, der Jaun?"

„Ja. Er hat es jetzt einmal in sich, daß er ein Studierter werden will und kann."

„Ein Studierter!" die Clari-Marie lachte halb.

„Ein Doktor", sagte die Cille.

„Dann bleibt er also in der Stadt?"

„Hier oder doch im Kanton will er doktern, wenn er einmal darf."

„Hier aber nicht", sagte die Clari-Marie.

„Nicht?"

„Nicht, solange ich etwas zu sagen habe!"

Jetzt sah die Cille der andern wieder in die Augen, erstaunt, zornig, heimlich voll Angst. Der Zorn wurde Herr. Sie krampfte die dürren Hände um den Schirm. „Meinst, er könnte dich ausstechen?" fragte sie. Als es heraus war, erschrak sie selber über die Worte. Die Clari-Marie sagte kein Wort, es lief nur ganz sichtbar ein fahler Schein über ihr Gesicht, als erkalte sie innerlich. Dann drückte sie auf die Klinke und trat ins Haus.

Die Cille folgte ihr. In der Stube hob ein großes Fragen und Schwatzen an, als die Cille hereinkam. Die Clari-Marie ließ sich dort erst sehen, als jene schon unter den Gästen am Tisch saß und dahin und dorthin Rede stand.

Und just hinter der Clari-Marie, als diese, einen frostigen Zug im Gesicht, sich an den Tisch zu den andern stellte, kamen die Kinder des kranken Weibes hereingestoben, die sie schon einmal weggeholt hatten. „Ihr sollt gleich kommen, Clari-Marie. Es ist wieder schlimmer mit der Mutter."

Die Clari-Marie stand einen Augenblick, als hörte sie nicht. Sie sah mit ihren schwarzen Augen die Cille an, fast als fragte sie: „he, du, was sagst?" Die Cille wurde rot, das altgewohnte Ducken kam sie an.

„So kommet doch," drängten die Kinder, der Knabe zog die Clari-Marie am Rock, die Tränen schossen ihm aus den Augen.

Die Clari-Marie sah mit einem seltsamen, leuchtenden Blick über den Tisch hin. „Ich muß wohl," sagte sie, „solange er noch nicht hier ist, der andre, der Doktor!" Es rann wie ein Zittern über ihre starke Gestalt, und die Stimme klang voll Hohn. Dann ließ sie sich von dem Buben hinausziehen.

Die Gäste sahen einander an. „Was hat sie jetzt?" fragte eine Frau.

„Warum ist sie jetzt so im Zorn?" erkundigte sich der Rottalbauer. Da stand die Cille vom Tisch auf, ganz bleich, mit von innerer Qual verzerrtem Gesicht. Die Arme hingen ihr lang herab. Jetzt hob sie sie ein wenig.

„Er — er will Doktor werden, der Jaun," sagte sie mit bebenden Lippen „und sie ist nicht zufrieden, die Clari-Marie."

XI.

Die kleine Welle, die im Lebenssee derer vom Isengrund entstanden war, als die zwei Überzeitigen, der Chrisostomus Ziegler und sein Weib, gestorben waren, glättete sich wieder. Im Zieglerhaus kamen sie am längsten nicht ins Gleise. Dort lag ein paar Tage eine Schwüle auf den Inwohnern. Der Hansi und die Severina vergaßen das Schwatzen. Der Töni stand von den Mahlzeiten früher als gewöhnlich auf und rauchte seine Pfeife in der Werkstatt statt am Tisch in der Wohnstube. Zum Hansi meinte er: „Du, Bub, jetzt kann's denn wieder besser Wetter geben da bei euch, sonst, beim Eid, laufe ich davon." Der Hansi tat, als höre er nicht. Er hing an der Clari-Marie und schwieg, weil er nicht wußte, mit was er sie verteidigen sollte. Daß sie an dem heimlichen Unfrieden schuld war, ließ sich nicht leugnen. Die Cille ging umher wie eine Geschlagene. Wenn sie meinte, allein zu sein, schoß ihr das spärliche Wasser in die Augen, wie das so war bei ihr, und sie würgte an ihrem heimlichen Kummer. Die Clari-Marie lebte ihr nicht zuleid, aber sie gab ihr nur die Worte, die sie mußte, daneben tat sie laut, mit einer hallenden Bestimmtheit, ihr Tagwerk, es war, als schäle sich aus der sonst so stillen, ängstlichen, zurückhaltenden Frau langsam eine andere, herrische heraus. Aber auch die Schwüle im Zieglerhaus löste sich allmählich. Die Dorfnot, die immer und wie vorher an die Tür der Clari-Marie klopfte und die auch die Cille stets mit hatte lindern helfen, half den Schwestern wieder zusammen.

Drei Tage nach dem Begräbnisse wagte die Severina eines Morgens beim Frühstück die Frage:

„So kommt er also gar nicht mehr heim, der Jaun?"

Das war nicht klug gefragt, aber die Neugier plagte die feine Severina, und bisher war keines im Hause darüber klar geworden, was im Tal unten mit dem Jaun, dem Buben, der schon so lange fort war, vorging. Die Frage war nicht klug.

„Nein, hier ins Haus kommt er nicht mehr, der Jaun," gab die Clari-Marie zur Antwort.

Die Cille bekam einen roten Kopf und neigte sich tiefer über ihre Milch.

„Es ist schad," sagte die Severina, „ich habe ihn gern, den Jaun."

„Der wird wohl anders geworden sein in der Zeit," warf der Hansi ein.

„Ein Herr," sagte die Clari-Marie hart.

Dann standen sie vom Tisch auf.

Der Hansi stieg nach dem Estrich hinauf, als er herabkam, trug er ein schweres Beil auf der Schulter. „Ade," rief er in die Küche hinein.

„Ade," gaben die Cille und die Severina von dort zurück. Er verließ das Haus, schob drüben die Werkstatttüre zurück und blickte hinein. Die Clari-Marie und der Töni standen an der Arbeit.

„Ich gehe jetzt, ade", sagte der Hansi.

Die Clari-Marie sah ihn zerstreut an. „Wohin?" fragte sie.

„Heute ist doch Dienstag," gab er zurück, „ich muß doch ins Holz mit dem Vater."

„Jaso", sagte die Clari-Marie. Dann trat sie hinter der Hobelbank hervor und zu ihm in die Tür. Sie zupfte ihm das blaue Überhemd am Halse zurecht. „So geh halt", sagte sie und dann — gleichgültig — „schön Wetter ist heute," stand neben ihm und schaute den Rothornweg hinauf, über den herab das Gold eines hellen Morgens quoll.

Der Hansi streckte ihr die Hand hin, die schwielig und breit und stark war und leuchtete sie mit den heiteren Augen nahe und fröhlich an. Sie nahm seine Hand. Dann ging er, und sie blieb unten am Weg stehen und sah ihm nach.

Mit den schweren Schritten derer vom Isengrund stieg er bergan, das war immer, als zwinge jeder eigensinnig und beharrlich widerspenstigen Grund unter die Füße, wo die zu steigen anhoben. Er trug hellblau gestricheltes Katungewand, die Hose, die über die Wadenmuskeln straff gespannt saß, und das Stallhemd, das, in die Hose gepackt, sich fest um die schlanken Hüften legte. Der nackte Fuß steckte in Holzsandalen. Der braune Kopf war bloß, und die weiße Locke schien, als liege eine Lichtflamme auf dem vollen Haar. Er war breitschultrig geworden, und das Gesicht war jetzt fest und gesundfarbig. An den Schläfen und an der Oberlippe sproßte der blonde Flaum.

Höher und höher stieg er, jetzt erreichte er die Stelle, wo die haarscharfe Grenze zwischen dem Schatten des Talgrundes und dem Goldschein in der Höhe lief. Da sah er sich um. Warm umfloß es seine kräftige Gestalt. Er winkte und jauchzte.

Die Clari-Marie stand noch immer dort; sie sah seine hellen Augen blitzen. Er aber konnte nicht wissen, daß in den ihren etwas wie Sehnsucht stand und daß hinter ihrer Stirn ein Gedanke arbeitete: „Wirst mir auch verloren gehen wie — wie der Jaun?"

*

Der Hansi setzte seinen Weg fort. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse. Als er auf die Bergrippe trat, wo der Rottalgaden stand und der Weg nach seines Vaters Hütte hinüber abzweigte, stand drüben seine Mutter und rief ihm das „Tag" zu. Er grüßte zurück. Darauf schrie sie herüber: „Der Vater hat auswärts müssen, du sollst allein hinaufgehen; es ist alles Holz angezeichnet, was geschlagen werden soll."

„Gut", gab er zurück; dann im Weiterklimmen fiel ihm etwas ein, was ihm das Blut ins Gesicht trieb: Nicht einmal herüberkommen hat sie dich lassen, die Mutter! Damit — damit sie dir nichts zu essen mitgeben muß! Er griff in die Hemdfalten; da steckte Brot und Käse, die ihm jeden Morgen bereit lagen, ehe er zur Arbeit ging. Das spendete die Clari-Marie; die andre aber, die eigne Mutter, war froh, daß sie keine Kinder mehr zu füttern hatte. Pfui!

Als er unter die Waldbäume trat, vergaß er den Groll. Der Wald duftete, der blaue Himmel sah hier und dort herab, leuchtend und hoch, und der Sonnenschein lag auf glänzenden Tannenästen. Manchmal stieg aus dem Kranz dunkler, goldübergossener Kronen ein grauer Felsturm, ein moosumsponnener Block und Flämmlein Lichtes brannten an ihm, wo er eine Glimmerschuppe trug. Allmählich lichtete sich der Wald, das Rothorn schimmerte durch die Bäume, mächtig, hoch, den fahlen Mantel seiner Gletscher wandelte die Sonne in ein silberbrennendes Meer. Drunten lagen die grünenden Alpweiden, weit streckte es sich über Berg und Berg. Der Hansi machte Halt, er streifte die Ärmel seines Hemdes an den weißen, festen Armen hoch, legte die Kattunbluse unter einen Baum, das Eßzeug darauf; dann sah er sich um, eine Anzahl der nahen Tannen trugen weiße Schlagzeichen, das Harz floß aus ihnen; wer näher zusah, konnte des Rottalbauern Namenzeichen erkennen. Der Hansi stellte sich vor den nächsten, schwang einmal die Axt wie zur Probe, dann holte er weit aus, sausend fuhr sie in den Stamm. Schlag auf Schlag folgte, der junge Körper wand sich in schönem, gleichmäßigem Vor und Zurück; wenn ein Schlag saß, ächzte das Holz und fuhr jedesmal ein Laut über Hansis Lippen, der fast wie ein kurzes, frohes Lachen war, sein Gesicht rötete sich, auf der Stirn standen Schweißtropfen. Als die Tannenkrone zitterte und zu schwanken begann, hielt er inne. Langsam neigte sich der Stamm. Da legte der Hansi das Seil um ihn, das er um den Leib getragen hatte und zog. Ein Splittern und Krachen, die Nachbarbäume griffen mit hilfreichen Ästen nach dem stürzenden Genossen, der aber peitschte sie mit den feinen und fuhr zwischen ihnen hindurch zu Boden. Da äugten vom Alpsaume her ein paar Ziegen nach dem Holzer; der sah sie und lachte ob der neugierigen Gesellschaft; sie mochten von einer Weide herübergestrichen sein; er hatte sie vorher nicht bemerkt. Als er sich an das Entästen des Baumes machte, stand der Kehle-Gisler, der Lätz, bei den Ziegen, und sein Gesicht mit der langen Nase und dem weißschwarzen, langen, dünnen Spitzbart war kaum von den Ziegenköpfen zu unterscheiden. Nach geraumer Zeit erst erkannte ihn der Hansi, lachte laut auf und hielt in der Arbeit inne. „Bist du's?" fragte er hinüber.

Der Gisler lachte mit, daß die gelben Zähne breit aus dem Munde standen, dann brach er langsam samt seinen Geißen durch das Unterholz herein. „Tag", sagte er.

„Tag," gab der Hansi zurück. „Hütest?" fragte er.

„Ja," sagte der Gisler und stützte sich auf den Haselstock, den er in der Hand hielt und an dem eine Peitschenschlinge befestigt war.

Der Hansi fuhr in seiner Arbeit fort, aber der Gisler setzte sich auf einen Moosfleck unter einer Tanne, zog eine Pfeife aus der fleckigen und flickigen, uralten Hose und stopfte sie. Die langen, dürren Beine steckte er ins Grünwerk des Bodens. Dornen stachen fröhlich durch den dünnen Hosenstoff, Gras und Blattwerk schmiegte sich an das armselige Gehgestell, auf dem einen erdgrauen Holzbodenschuh tummelten sich Ameisen, auf dem andern schwarzbraunen Fuß, wo dieser nackt aus dem Holzschuh trat, lag eine weiße Waldblüte fest in den Lederriemen geklemmt, lag da wie das erste Flöcklein Schnee auf dunklem, gesprungenem Erdgrund. Die Ziegen nagten an den Büschen, da eine, dort eine, inzwischen kamen der Alte und der Bub in ein Gespräch, das so kurz und abgehackt klang wie Hansis Beilschläge.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Hamerling, der 100-Jährige.

Der Dichter des „Ahasverus in Rom" und der „Aspasia".

Ein Jahrhundert rundet sich am 24. März, seit Robert Hamerling in einem Dorfe Niederösterreichs geboren wurde. An seiner Wiege stand Frau Sorge Pate; denn wenn es auch in der ersten Zeit seinen Eltern noch möglich war, als Besitzer eines kleinen Kramladens sich schlecht und recht durchs Leben zu bringen, sah sich gar bald der Vater gezwungen, den Laden aufzugeben und als Händler durch die Dörfer zu ziehen. Während so der Ernährer der Familie mit dem wenig einträglichen Verschleiß von billigen Webwaren für des Lebens Unterhalt zu sorgen suchte, wurden Frau und Kind bei Verwandten untergebracht und der Knabe mußte in frühester Jugend das Brot der Armut essen.

Indes der junge Robert hatte Glück; denn während die Daseinsmöglichkeiten sich noch verschlechterten und der Vater eine Stelle als Diener und die Mutter eine solche als Näherin annehmen mußte, erbarmte sich seiner ein entfernter Verwandter. Dieser brachte den Knaben in ein kirchliches Stift, wo er als Chorknabe Dienste tat; später fanden sich für den aufgeweckten Jungen, der schon in seinem siebenten Jahre interessante Verse schmiedete, weitere Gönner. Diese ermöglichten ihm den Besuch eines Gymnasiums, in dem er alle Stufen mit Auszeichnungen durchmaß und später den der Wiener Universität.

In diese Zeit fällt eine Episode, die für einen größeren Teil der damaligen akademischen Jugend typisch war. Das politische Sturmjahr 1848 warf seine Wellen. Zu denen, die gegen Metternich auf die Barrikaden stiegen, gehörte auch der Student Robert Hamerling. Als vaterlandsliebender Idealist und begeisterter Schwärmer für den großdeutschen Gedanken glaubte er dabei sein zu müssen. Und beinahe hätte es auch eine sehr ernste Wendung für ihn genommen; indes die Geschichte endete nur tragikomisch. Hamerling und eine große Anzahl jugendlicher Gesinnungs- und Schicksalsgenossen wurden überwältigt, gefangen genommen und vor den Wiener Polizeipräsidenten gebracht. Der ließ in spaßhafter und doch gehässiger Laune allen diesen jugendlichen Freiheitskämpfern das lange Haupthaar kurz scheren. Der angehende Dichter kam also mit dem bloßen Schrecken davon. Hamerling hat das alles in einer sehr ausführlichen Selbstbiographie geschildert, und was man schließlich über diesen heute freilich fast vergessenen Dichter noch nicht gewußt hat, das hat später sein Freund Peter Rosegger in einem freundlichen Erinnerungsbuche erzählt. Dem großdeutschen Gedanken ist der einstige jugendliche Stürmer übrigens auch in seinen späteren Jahren treu geblieben. Etwa im Sinne Ferdinand Freiligraths.

Nach Abschluß seines Studiums wandte sich Hamerling der weiteren akademischen Laufbahn zu; er wurde Gymnasialprofessor nacheinander in Wien, Graz und Triest. Doch schon nach wenigen Jahren setzte eine nachhaltige Erkrankung dieser Arbeit ein Ende. Tuberkulose und Krebs befielen ihn und mehr als zwei lange Jahrzehnte war der von idealstem Streben beseelte Dichter an das Krankenbett gefesselt. Eine furchtbare Zeit, die mit den letzten Lebensjahren Heinrich Heines zu vergleichen ist und deren Leiden der ewige Patient nur bewältigte durch das erhebende Gefühl, ein anerkannter Dichter von hohen Graden und Gnaden zu sein.

Der Dichter Robert Hamerling ... Sein großes Werk, das ihn berühmt machte, erschien in demselben Jahre, als er endgültig die Lehrtätigkeit einstellen mußte, 1866. Es war ein Epos, hieß „Ahasverus in Rom" und spielte in seiner buntberauschten Farbenpracht im Rom des Kaisers Nero. Nicht der ewige Jude, sondern ein ruhelos wandernder Kain ist dieser Ahasver, der sich mit den Cäsaren auseinander zu setzen sucht. In großen Bildern wird uns jene Zeit vor Augen geführt, der Brand Roms, die erbarmungslosen Kämpfe in der Arena und anderes. Schon vorher hatte der Dichter einige Werke erscheinen lassen. Besonders Lyrikbände, die, wie alles bei ihm, in an Schiller gemahnenden Worten, an philosophischer Anschauung und an rhetorischen Schwung bemerkenswert waren, das Ideal von Weimar an Wirkung und an innerem Wert freilich nicht erreichten.

In der Folgezeit kamen dann noch die Romane aus dem alten Athen „Aspasia" (Geliebte des Perikles), der „König von Sion" (die Wiedertäufer in Münster) und neben kleineren und unbedeutenderen Schriften die Zeitsatyre „Homunculus". Schließlich auch noch ein Drama „Danton und Robespierre". Überall ein hoher Idealismus, Wortgepränge, Bilder, Ton, Farbe. Einzelnes davon, insbesondere das Zeitketzerbuch „Homunculus", in viele fremde Sprachen übersetzt, für unsere heutige Gegenwart freilich fast ungenießbar. Ein großer innerer Wert mangelt den meisten dieser Schöpfungen, dazu das Tempo unserer Zeit ... Wer wird da wohl noch jene umfangreichen Versbücher lesen, die in einer gar zu fernen Welt ihre Helden suchten?

Was wir heute noch an Robert Hamerling schätzen und achten, das ist sein von hohem Idealismus beseeltes Wollen. Im übrigen hat er seiner Zeit gedient, und diese seine Zeit hat sich auch vielfach redlich mit ihm beschäftigt. Der Dichter starb 59 Jahre alt am 13. Juli 1889 zu Graz, wo er die lange Leidenszeit, zumeist zur Unbeweglichkeit verdammt und häufig sogar der Sprache beraubt, zubrachte. Er war eine der bedauernswertesten Erscheinungen der deutschen Literatur. J. K.

Kinder.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Kinder sind ein Spiegel des Lebens, der nie verhängt ist und allezeit das rechte Bild zeigt. Das ist das Köstliche an ihnen. Wo die Alten verhehlen, verschweigen, beschwichtigen, vertuschen, entschuldigen, beschönigen, sprudelt bei Kindern die Wahrheit, frisch und klar wie am ersten Schöpfungstage. Darum ist nichts so erfrischend und belebend wie der Umgang mit Kindern, das Eingehen auf ihre kleine und doch so unermeßlich große Welt, das Lauschen auf ihre Einfälle und Fragen, die Freude an ihren Äußerungen, die den werdenden Menschen verraten und uns des eigenen Wesens Spiegel vorhalten, wenn es sich um die eigenen Kinder handelt.

Einige Kostproben, die ich mir aus der Fülle des Erlebten merkte, dürften überall, wo Kinderliebe waltet, erfrischen und erfreuen.

*

Mein kleiner Franzl neckt uns, indem er draußen ans Fenster klopft und sich rasch an der Mauer versteckt, damit wir ihn nicht sehen sollen. Aber wir haben den strohgelben Haarschüppel des kleinen Klopfgeistes längst bemerkt und sind im Bilde. Das Spiel währt so lange, bis durch das ewige Klopfen eine Scheibe in Trümmer geht. Ich reiße das Fenster auf und schreie den verdatterten Sünder an: „Was hast du jetzt wieder angestellt, du Bösewicht?" — Aber der steht schon breitspurig, die Hände in den Taschen: „Ja, was kann denn ich dafür, daß ihr so schlechte Fenster habt."

*

Als er einmal mehrere derartige Akte beisammen hatte, nahm ich ihn mir doch vor, legte ihn übers Knie und bepflasterte ihm die Kehrseite, wie sich's in solchen Fällen gehört. Ruhig ließ er's eine Weile geschehen. Dann aber kehrte das Selbstbewußtsein zurück und mit ihm die Eigenpersönlichkeit, der „Eigen-Sinn“, der nicht immer eine schlimme Eigenschaft sein muß: „Papi, jetzt hör' einmal auf! Glaubst du denn, mein Hinterer gehört dir?“

*

Ich hatte dem kleinen Franzl wiederholt die Geschichte vom Fortunatus, dem tapferen Schneiderlein, erzählt. In unserer Nachbarschaft wohnte ein Schneider, der allerdings nicht gerade tapfer war. Als dieser eines Tages bei uns vorsprach, richtete Franzl an ihn die Frage: „Herr Nachbar, sind Sie tapfer?“

„Warum?“

„Weil es heißt: das tapfere Schneiderlein.“

Wir entschuldigten uns und sandten dem Nachbarn als Beleg die Geschichte vom Fortunatas, wodurch die Sache wieder eingerenkt wurde.

*

Die kleine Hildegard mochte keine Suppe essen, trotz des warnenden Beispiels des Suppenkaspar. Da sie eine sehr schwere Operation am Ohre hinter sich hatte, ließen wir es ihr hingehen. Dennoch bäumte sich das Gerechtigkeitsgefühl des kleinen Franzl dagegen auf: „Also, die ißt niemals eine Suppen. Ich muß alles essen. Diesem Fratzen läßt man alles hingehen. Ich muß schon sagen, da fehlt es an der Erziehung.“

*

„Mami“, meint die Kleine eines Morgens, „heute kann ich noch nicht aufstehen. Heute bin ich krank.“

„So, mein Liebes, was fehlt dir denn?“

„Kopfweh' hab ich, aber ganz spaßig.“

„So, Kopferlweh hast?“

„Jo, aber ganz spaßig: Kopfweh in den Füßen.“

*

„Papi, was ist denn das, ein Rittergut?“

„Ein Rittergut? Nun, das ist ein sehr großes Bauerngut, mit mindestens tausend Tagwerk und einem Schloß dabei.“

„Papi, dann werde ich ein Rittergütler.“

„Ja, Bürschl, das wär' schon recht. Aber da muß man sehr viel Geld haben, eine Million alleweil.“

„Was? Bloß eine Million? Die krieg' ich leicht. Da mache ich ganz einfach eine Erbschaft.“

*

So hängt der Kinderhimmel alleweil voller Geigen, bis das wachsende Leben ein Wünschlein um das andere ausstreicht und eine graue Nüchternheit an seine Stelle setzt. Aber man kann sich diesen Himmel auch künstlich erhalten wie alles, was man sich einfach nicht nehmen läßt. Und es gibt kein tieferes Wahrwort als die Gleichstellung von Kindheit und Himmelreich: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“

Wer hat den Hamlet geschrieben?

Jeder Mensch, der eine Geschichte erzählt, die er für gut hält, wird Stein und Bein schwören, sie sei wahr. Und diese Episode — nun also — Ehrenwort — hat sich wirklich so zugetragen, wie ich sie schildere. Sie ist im übrigen nur ein greifbarer Beweis für die Behauptung: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“, und darf als bezeichnend dafür angesehen werden, daß England zwar ein Land mit hohen Sportinteressen ist, doch wie es um die Literatur bestellt ist . . .

Fragt da jüngst ein Professor bei der Prüfung an einem College in Harrow: „Wer hat den „Hamlet“ geschrieben?“ Antwort des Prüflings: „Ich nicht, Herr Professor.“

Ja, über diese Entgegnung des Kandidaten kann man nun denken, wie man will. Schüler sind Schüler, und Lehrer sind und bleiben Lehrer. Der Professor erregte sich ungeheuer über diesen peinlichen Vorfall, und kann nicht umhin, am gleichen Abend bei einer Gesellschaft seiner Tischnachbarin zur Rechten die Episode zu erzählen.

„War er es denn wirklich nicht?“ fragt die Dame, und schlägt ein Paar wunderschöne, blaue Augen unschuldsvoll auf.

Unwillig wendet sich der Mann der Wissenschaft der Dame zur Linken zu. „Dann hat er ihn also doch geschrieben, der Lausbub“, lächelt die junge Dame sanft.

Der Professor versinkt in Schweigen. Mit Ungeduld erwartet er die Beendigung des Diners, um verzweifelt zur Dame des Hauses zu eilen, um ihr sein Mißgeschick zu berichten. Die Hausfrau lauscht höflich der Erzählung, dann murmelt sie träumerisch: „Wie interessant, lieber Herr Professor! Es wird wohl nie herauskommen, wer es gewesen ist . . .“

Dem Gelehrten grausets, er verläßt eilenden Fußes das Haus. Mit ihm gemeinsam ein anderer Gast. Wes das Herz voll ist, des fleußt der Mund über . . .

„Denken Sie nur, was heute geschehen ist . . .“ Der Professor erzählt den merkwürdigen Vorfall mit seiner dreifachen Steigerung, er spricht mit erhobener Stimme, gleichsam im Namen der gekränkten Wissenschaft, Literatur und Kunst. „Und was sagt die Dame des Hauses? Halten Sie das für möglich? Sie sagt: Es wird wohl nie herauskommen, wer es gewesen ist . . .“

Pause. „Gott, schließlich Herr Professor, hat Frau X. nicht so unrecht. Man wird es wohl nie herausfinden. Und wozu auch?“ . . . Sprachs und lüpfte grüßend den Zylinder . . .

Das ist eine wahre Geschichte. **Kaspar.**



Bunte Chronik



* **Ein bißchen Kleingeld im Hause.** Von dem alten englischen Rothschild, der durch die Finanzierung der britischen Kriege gegen Napoleon besonders berühmt geworden ist, wußte man, daß er eine Million Pfund in Goldbarren in den Kellern seines Hauses liegen hatte. Man muß bedenken, daß diese Million Pfund — heute 20 Millionen Mark — damals den zehn- oder zwanzigfachen Betrag dieser Summe ausmachten. Man fragte Rothschild, weshalb er diese unendlichen Werte in seinem Hause lagern habe und sich dadurch die enormen Zinsen entgehen ließe. Der alte Mann besann sich einen Augenblick; dann sagte er nachdenklich: „Sie haben eigentlich recht. Es entgehen mir hier schöne Zinsen. Aber — ich bin es so gewohnt; es gibt mir ein beruhigendes Gefühl, etwas Geld im Hause zu haben.“

* **Gottgeweihte Mädchen in Indien.** Die indische Regierung hat soeben ein Gesetz verabschiedet, das von einschneidender Bedeutung für die indische Frauenwelt ist: das Verbot der Devadasis. In vielen Provinzen Indiens bestand die Sitte, junge Mädchen oft schon bei der Geburt zu Devadasis zu bestimmen. Diese Widmung bedeutet, daß diese Mädchen ihr Leben als Dienerinnen desjenigen Gottes verbringen sollten, dem sie geweiht worden waren. Ähnlich dem Nonnentum wurden auch sie als Vermählte des Gottes angesehen, die keine andere Ehe eingehen durften. Seitens namhafter indischer Gelehrter wurde übrigens schon mehrfach darauf hingewiesen, daß dieser Akt der Weihe nichts mit der reinen Lehre des Hinduismus zu tun habe, sondern erst später durch anderweitige Einflüsse hineingetragen sein müßte. Diese Devadasis wurden teilweise Tempeldienerinnen und Tempeltänzerinnen, ergaben sich aber in einer derartigen Weise der Prostitution, daß schon vor längerer Zeit die Regierung von Mysore die Teilnahme von Devadasis an kirchlichen Festen untersagte, und ihre Ausschließung von allen Tempeldiensten verfügte.

* **Vertrauen.** Ninon de Lenclos hatte lange Zeit die Gewohnheit, jeden Tag zwischen zwei und drei Uhr ihren Arzt zu empfangen. Sie verplauderte mit ihm die Stunde, der Arzt wußte angenehm Bescheid über tausend interessante Dinge. Doch eines Tages ließ sie ihn durch den Kammerdiener abweisen. Darob verwunderte sich der langjährige Freund und schickte den Mann noch einmal hinein, nach dem Grunde zu fragen. Und ging achselzuckend fort, als er die Antwort erhielt: „Madame läßt sagen, es ginge ihr nicht gut.“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.